

Umschau

DAS BUCH ALS ERSCHENUNG

Das Buch ist nicht nur eine geistige Leistung und eine geistige Welt: es ist ein Ding, ein Gegenstand von diesem Format, diesem Gewicht und einer bestimmten Gestalt. Es hat eine Seele und einen Leib. Weil es einen Leib hat, ist das Buch etwas Greifbares. Das kommt uns in dem Augenblick zum Bewußtsein, wo es nicht mehr greifbar ist.

Ein Buch, das heißt heute fünftausend Exemplare. Höher sind die Auflagen kaum. Was wird aus diesen fünftausend Büchern? Es gibt darüber dunkle und boshafte Vermutungen. Lassen wir sie auf sich beruhen. Man könnte sich den Fall denken, daß diese Bücher an hundert Buchhandlungen im Umkreis des Erscheinungsortes gelangen. Dann ließe sich geradezu eine Landkarte der Verbreitung eines Buches zeichnen. Darauf wäre zu sehen: so weit reicht die Gegenwart und Greifbarkeit dieses Werkes, seine physische Existenz. Die deutschsprachigen Bücher zum Beispiel, die in Österreich und in der Schweiz erscheinen, existieren für uns nicht. Wir hören von ihnen, wir suchen sie zu bekommen, wir haben sie nicht. Sie machen vor den Grenzen halt. Auch die Zonengrenzen spielen dabei keine geringe Rolle. Das Buch ist heute eine geographische Größe.

Der Büchermangel bringt uns deutlicher als früheren Geschlechtern die Aufgabe des Verlegers und Buchhändlers zum Bewußtsein. Der Schriftsteller bewirkt, daß das Buch als geistige Welt, sozusagen in der idealen Ordnung, da ist. Der Verleger bemüht sich darum, daß es in vielen Exemplaren existiert. Er legt das konkrete Buch in die Hand des Lesers, seinen Leib, ohne den wir auch seine Seele nicht haben. Bücher sind geistiges Brot. Ein gutes Backrezept ist gewiß etwas wert. Aber satt werden die Menschen nur durch die Bäcker, die an allen Orten und zu allen Stunden neue Brote backen. Damit ist angedeutet, daß Verleger und Buchhandel nicht nur Neuerscheinungen zu betreuen haben. Ihnen obliegt in gleicher Weise die Sorge, daß das überkommene Gut immer von neuem greifbar sei. So ist es mehr als ein Zeichen von Verlegenheit, wenn die allenthalben in verwirrender Vielzahl aus dem Boden schießenden Verlage den Neudruck der Klassiker in ihr Programm aufnehmen. Was nützt es mir, wenn es vor fünfzig Jahren von Shakespeare-Ausgaben wimmelte, mein

Shakespeare aber ein Opfer der Flammen wurde?

Ein besonderer Hinweis auf die geographische Bindung des Buches, auf sein örtliches Vorkommen, war von jeher bei den Handschriften und wertvollen Erstdrucken gegeben. Die Handschriftenkataloge sind Wegweiser zu diesen Schätzen, und mancher Gelehrte fährt um die halbe Welt, nur um an ein Manuskript zu kommen. Naturkatastrophen und Kriege und die Wirkung der Zeit lassen die wenigen alten Werke ständig zusammenschmelzen. Da wird am deutlichsten, wie sehr das Buch ein geschichtlich Existierendes ist, so daß ihm sein Alter Würde und Wert und eine unersetzliche wissenschaftliche Bedeutung gibt. Es erscheint doppelt von den Mächten des Zerfalls bedroht.

Seltsam stark berührt uns das Geheimnis des Buches als Leib, der in das vergehende Sein eingebettet ist, wenn wir einen Wiegendruck in die Hand nehmen. Mit beiden Armen haben wir den schweren Band aus dem Fach getragen. Da liegt er nun auf dem Tisch in den schweren, lederüberzogenen, mit Metall beschlagenen, von Würmern zerfressenen Deckeln. Es ist das Leben Jesu des Ludolph von Sachsen, Nürnberg 1478. Die spanische Ausgabe dieses Werkes wird im Jahre 1521 das Leben des Ignatius von Loyola in neue Bahnen lenken. Als dieser Band gedruckt wurde, war Ignatius noch nicht geboren. Auch Luther lebte noch nicht. Amerika war noch nicht entdeckt... Und die Hand ruht auf dem körnigen, weißen Büttenpapier, das sich so frisch anfühlt, als wäre es erst ein paar Jahre alt! Gehört eine besondere Empfänglichkeit dazu, um zu spüren, wie verschieden es ist, ob einer ein Werk in einer solchen altehrwürdigen Ausgabe liest oder in einem modernen Druck?

Ein ganzes Gewebe persönlicher Beziehungen kann uns mit einem bestimmten Exemplar eines Buches verbinden. Vielleicht haben wir es wie durch ein Wunder entdeckt oder als Beute einer abenteuerlichen Reise heimgetragen. Der Freund hat es gebunden, eine liebe Hand hat Worte des Gedenkens hineingeschrieben. Eine ganze Ahnenreihe mag es aufweisen. Was lebendig existiert, ist einmalig und nicht beliebig vertauschbar. Nie werde ich das „Stundenbuch“ von Rilke wieder besitzen, das mich durch die Jugendlahre begleitete, und das mir eines Tages der Marseiller D-Zug entführte. Man kommt später wieder an ein

Exemplar. Aber es wird ihm das unbeschreibliche Etwas des Persönlichen fehlen, diese Sättigung mit Geschichte. Es ist nicht dasselbe Wesen. Von hier aus wird klar, um welchen unwägbaren und unersetzlichen Reichtum des Persönlichen uns der Krieg und die Völkerwanderung in seinem Gefolge gebracht haben. Niemand gibt uns die alten Bücher aus Familienbesitz wieder, die Bücher, die Notizen von unserer Hand enthielten und deren Einband uns vertraut war wie das Gesicht eines Freundes.

Man muß eingestehen: nicht alle Menschen achten auf das Gesicht des Buches. Es können gerade die Denkenden und Forschenden sein, denen es allein auf den Inhalt ankommt, auf das innere Gesicht. Und doch hat das Buch Leib und Seele. Es ist sichtbare Gestalt. Es wird mitbestimmt durch Papier und Druck, durch Typenwahl und Ausstattung, durch Einband und Schnitt, ja sogar durch den Duft, der ihm anhaftet. Wenn uns heute Bücher aus den Vereinigten Staaten oder der Schweiz begegnen, dann blendet uns das Glanzpapier des Schutzumschlages und die makellose Weiße des Papiers. Die satte Ausstattung hat fast etwas Langweilendes und erschwert das Eindringen in den Inhalt. Es ist wie ein zu gut angezogener Mensch oder wie die Demütigung eines zu vornehmen Besuches. Wie arm sind wir geworden mit unseren kartonierten Bändchen und dem grauen Kriegspapier! Aber diese Armut ist zur Stunde unsere Wahrhaftigkeit. Das Wesentliche ist uns wichtiger als die Form. Wir haben auch geistig Hunger. Darum ist es ein Irrweg, wenn sich Pappbände, die beim ersten Aufschlagen auseinanderbrechen, als Lederimitation ausgeben. Wir wollen zu unserer Armut stehen.

Vor den unabsehbaren Buchreihen großer Bibliotheken lassen sich wahre Studien zur Kulturgeschichte anstellen, so sehr spiegelt sich im Gesicht des Buches das Gesicht einer Epoche und eines ganzen Volkes. Es kann zu einem Wettkampf unter den Freunden, zu einer wahren Übung der Treffsicherheit kommen, wenn etwa einer auf ein Buch weist, und der andere rät das Erscheinungsjahr. Dies hier muß um 1900 sein: Jugendstil. Jene bombastischen, in doppelten Sinn aufgetragenen Titel sind wilhelminisch. Die schlichten Pappbände dort weisen auf das Jahr 1830, die aufdringliche Eigenwilligkeit daneben auf expressionistische Einbände um 1920.

Unwillkürlich führen derartige Buchvergleichen zur vergleichenden Völker-

psychologie. Das angelsächsische Buch liebt dickes, lockeres Papier. Der Druck ist gepflegt, der Einband sachlich und solid: dunkelblau oder dunkelgrün, Titel in lateinischen Großbuchstaben, fast kein Schmuck: zeitüberhobene, klassische Gleichförmigkeit. Etwas von dem Einerlei der englischen Küche.

Der Franzose wirft seine Bücher brotschneidert und unaufgeschnitten auf den Markt, meist in Weiß oder heller Tönung. Solange sie neu sind, wirken sie lockend wie frische Blüten. Später liegen sie schmutzig und mit angerollten Ecken herum. Der Druck ist wenig sorgfältig, das Papier oft schlecht. Aber sie sind billig, lassen sich ohne Umstände in die Hand nehmen und dringen in breite Volksschichten vor. Sie haben etwas von der freien, beschwingten Art dieser Menschen. Wozu auch an all die kurzlebigen Romane einen kostbaren Einband verschwenden? Was bleibenden Wert hat, läßt der Bücherfreund binden, und diese Bände sind dann meist den unsern an Haltbarkeit und Geschmack überlegen.

Die deutsche Buchgestaltung ist stark an das Formgefühl des Tages gebunden. Fast jeder Einband ist ein neuer, eigenwilliger Entwurf. Er ist darum schnell verbraucht. Im übrigen konnte sich unsere Buchproduktion an Sauberkeit und Gediegenheit in der Welt sehen lassen. Zumal in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg entwickelten einige führende Verlage einen sachlich vornehmen Ausstattungsstil, der uns nur mit Freude und Heimweh erfüllen kann und der übrigens durchaus in einer gewissen Nähe zur heutigen Einfachheit aus Armut steht, soweit sie wenigstens von gutem Geschmack beraten ist.

Es könnte bei solchen Feststellungen der Eindruck entstehen, als führe die sichtbare Erscheinung des Buches ein von seinem Inhalt ziemlich gelöstes Eigenleben. Aber so ist es nicht. Die Seele des Buches baut mit an seinem Leib. Ehe sie ihm das Gewand geben, das ihm entspricht, lauschen Verleger und Bücherfreund in das Innere des Buches hinein, um zu wissen, was es ist und was es will. Dieselben Typen eignen sich nicht für Dichtungen und ein Werk über Maschinenbau. Format, Satzspiegel, Einband — alles lebt aus der inneren Mitte, aus dem Geist des Werkes. Der Gestalter der Buchausstattung wird nicht immer wollen, daß von seinem Namen viel Aufhebens gemacht werde; aber der Kenner wird seine kundige Hand und sein empfindliches Auge allenthalben verspüren: an

dem, was weggelassen und ausgespart ist, fast noch mehr als an dem, was dasteht.

Man sieht es dem Buch an der Stirne an, wes Geistes Kind es ist. Durch seinen Leib strahlt seine Seele. Es hat ein Gesicht, und das schaut uns an. Daher kam es, daß uns die Hand im Laden zuckte und wir uns geheimnisvoll zu ihm hingezogen fühlten, noch ehe sein Titel recht verstanden war. Das Buch als Erscheinung hatte es uns angetan.

Franz Hillig S. J.

WOCHENTAGSNAMEN ALS ASTROLOGISCHES URGUT

Unsere Zeitrechnung mit den Namen der heutigen Wochentage und ihre Zuteilung an die einstigen römischen Planetengötter führt tief hinein in astrologische Gedankengänge früherer Zeit. Schon die Tatsache, daß unsere heutige Woche gerade sieben Tage zählt, ist nicht so selbstverständlich, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Unsere germanischen Vorfahren kannten nur Fristen von vierzehn oder fünfzehn Tagen als wochenähnliche Zeiteinheiten. Die Natur selbst leitete durch die vier Mondphasen zur Einteilung des Monats in vier Teile von gleicher Dauer an. Der Mondlauf war die erste in sich geschlossene Zeiteinheit. So mag die ursprünglich als Zeitmaß aufgekommene Woche nichts anderes als das Viertel des synodischen Mondmonats gewesen sein, wie ja auch sprachgeschichtlich das Wort Woche „Wechsel“ bedeutet, nämlich den Wechsel in der Lichtgestalt des Mondes. So konnte der Beginn jeder der vier Phasen bequem als Zeitmaß benutzt werden. Aber diese Mondwochen waren nur ein unvollkommenes Mittel zur Zeitberechnung, weil der synodische Mond, das heißt die Zeit zwischen zwei Neu- oder Vollmonden im Durchschnitt 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten zählte, der periodische oder siderische Mond, d. h. die Zeit zwischen zwei Durchgängen des Mondes durch denselben Längengrad des Himmels oder die Zeit, innerhalb welcher der Mond zu demselben Fixstern zurückkehrt, um zwei Tage und fünf Stunden kürzer ist. So schwankten die Mondwochen zwischen sieben und acht Tagen, gaben keine festgeregelten Zeitmaße und kamen beim Fortschreiten astronomischer Kenntnisse auch wieder außer Gebrauch.

Tatsächlich ist denn auch die Anwendung der Mondwoche bei den alten Kulturvölkern nicht überall nachzuweisen. So teilten die Ägypter den Monat in dreimal zehn

Tage, die Inder und Perser in zwei Monatshälften und jede von diesen in drei Teile zu je fünf Tagen. Bei den Griechen hatte die Woche als uralte Einrichtung zehn Tage, und erst nach Jahrhunderten kam die sieben tägige Planetenwoche in Übung. Die Römer zählten in alter Zeit nach einer Art achttägiger Woche, und jeder achte Tag, die sogenannte *nundinae*, war Markttag. Erst um die Zeit von Christi Geburt wurde in Rom die sieben tägige Woche eingeführt und im Jahre 321 durch Kaiser Konstantin allgemein und zum öffentlichen Gebrauche gesetzlich vorgeschrieben. Wenn also die meisten alten Kulturvölker weder eine sieben tägige Woche noch eine Einteilung des Monats in vier der Siebentageweche nahekommende Teile kennen, so ist es fraglich, ob unsere heutige Woche in die Uranfänge der Menschheit zurückgeht.

Bei den alten Assyriern und Babyloniern sind nur Ansätze zu einem sieben tägigen Zeitraum festzustellen, aber nicht die Woche selbst. Bei den Babyloniern hatte jeder Tag seine kultische und abergläubische Bedeutung. Sie unterschieden zwischen guten und bösen Tagen. An den bösen waren Festlichkeiten, Schmausereien und Handlungen von größerer Wichtigkeit verboten. Solche böse Tage — dies *nefasti* — waren der 7., 14., 21. und 28. Durch die Auszeichnung dieser Tage wurden die ersten 28 Tage jedes Monats in sieben tägige Wochen geteilt. Die zwei übrigbleibenden Tage des Mondmonats galten als Schalttage, die die Wochen mit den Monaten ausglich. Ob diese Tage mit den Mondphasen zusammenhingen, ist nicht zu erweisen. So war also eine Mondwoche in Babylonien längst vorhanden, bevor man jeden Tag der Woche mit einem Planeten verband. Die Planetenwoche der Babylonier ist jedenfalls viel jüngeren Datums. Wenn auch alle literarischen Quellen über die Geschichte des Planetenkultes darauf hinweisen, daß wir in Babylonien den Ursprung der Planetentypen zu suchen haben, so besitzen wir doch keine Darstellung dieser sieben Wandelsterne als geschlossener Einheit. Die Mondwoche fand zunächst nur in den Kreisen der Sterndeuter und Priester Anwendung und verdrängte erst nach und nach die ursprünglich beim gewöhnlichen Volke übliche Fünffingerwoche, von der sechs auf einen Monat gingen, drei auf die Zeit des zunehmenden und drei auf die Zeit des abnehmenden Mondes, die in immer gleicher Wiederkehr der Reihe nach